

Gernot Beger

Der stumme Zeitzeuge

Erlebnisse im langen Leben eines Lexikons

LESEPROBE

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-89969-257-0

Copyright © 2023 by PRINCIPAL Verlag, Münster/Westf.

Umschlagbild: © Gernot Beger

www.principal.de
Alle Rechte vorbehalten
Printed in Germany

Gernot Beger

Der stumme Zeitzeuge

Erlebnisse im langen Leben
eines Lexikons



PRINCIPAL VERLAG

1.

IM WEINKELLER

Ich habe diese Dunkelheit nie gemocht, noch dazu in einem Keller! Das weckt unangenehme Erinnerungen. Seit einer Woche war ich hier bereits einquartiert. Und dann noch in so einem kleinen Raum. Direkt winzig im Vergleich zu dem weitläufigen Lager, in dem wir die vielen Jahre davor verbracht hatten. Ruhiger war es hier auch nicht. Das hing mit den niveaulosen Plaudertaschen zusammen, die schon längere Zeit hier untergebracht waren. Sie bevölkerten die Regale unter uns. Zum Glück hatte ich meine fünfzehn Geschwister direkt neben mir. Da wusste ich wenigstens, mit wem ich es zu tun hatte, wobei die auch ganz schön anstrengend sein konnten.

Ein kleiner Raum war das hier wirklich. Keine zwanzig Quadratmeter groß mit einer Deckenhöhe von knapp über zwei Metern. Da hatte ich in meinem Leben deutlich angenehmere Aufenthaltsorte kennengelernt. Wo man durchatmen konnte, Tageslicht hatte und sich durch benachbartes handgeschnitztes Eichenholzmobiliar wertgeschätzt fühlte. Kein Vergleich zu diesem Ort, an dem einfache Ikea-Regale vor weiß getünchten Wänden in ehrlicher Bescheidenheit bemüht waren, mir und meinesgleichen eine notdürftige Unterkunft zu bieten. Den vorhandenen spärlich bemessenen Platz mussten wir uns zudem mit einer ganz anderen Gattung teilen: mit Wein in Flaschen. Keine besonderen Lagen, ganz normale Gewächse aus dem Bordelais und der Toskana, die aber für einen gepflegten Meinungs-austausch durchaus infrage kamen. Tat meinen Fremdsprachenkenntnissen ganz gut.

Wie schon gesagt, war es hier in diesem fensterlosen Raum zumeist dunkel, stockdunkel sogar. Abends bekamen wir manchmal Besuch vom Hausherrn, der sich durch Schrittgeräusche auf der Kellertreppe und das Einschalten der Beleuchtung ankündigte. Ich hatte allerdings schnell gemerkt, dass nicht ich oder meine Geschwister aufgesucht wurden, sondern die in den

Regalen uns gegenüber in der Waagerechten liegenden Mitbewohner in ihrem flüssigen Naturell. Die schon länger auf unserer Wandseite stehenden, leicht verstaubt aussehenden Artgenossen hatten mir und meinen Geschwistern in den ersten Tagen unseres Aufenthaltes beredt und glaubhaft erzählt, dass sie ihren Platz seit Jahren nicht mehr verlassen hätten. Wir sollten uns, so meinten sie, auf eine ähnlich respektlose Behandlung einstellen. Sie waren daher mehr als erstaunt, als der Hausherr – er hieß Gerd, wie ich später erfahren sollte – mit seinem Freund Klaus Masberg die weinhaltige Kellerbibliothek aufsuchte und sich sofort meinen Geschwistern und mir zuwandte.

Das Protestgeschrei unserer alteingesessenen Nachbarn erklang sofort: »Unverschämt, die sind noch gar nicht dran!«, rief eine zornige Stimme rechts von uns, die zu einer Gesetzesammlung gehörte.

»Die stammen doch aus grauer Vorzeit und sind älter als wir alle zusammen«, kam es von einem verblichenen Kinderbuch.

»Ich habe etwas Lustiges zu erzählen«, behauptete eine Anekdotensammlung mit jovialem Unterton.

»Nehmt mich!«, forderte ein Krimi mit unangenehmer messerscharfer Stimme. »Bei mir geht es um Leben oder Tod.«

Zu diesem Literaturgenre hatte ich ohnehin ein gespanntes Verhältnis. Sie, beziehungsweise die Autoren dieser Krimis, gehören zu den bösartigsten Menschen auf der Welt. Warum? Weil sie mit erfundenen Geschichten Lügen verbreiten. Da waren mir die überdimensionierten wortarmen Bildbände links neben uns, die wegen ihrer Größe bäuchlings gestapelt waren und eine erhabene Ruhe ausstrahlten, deutlich lieber. Von alledem bekamen die beiden Männer natürlich nichts mit. Sie standen vor dem Regal, in dem wir, der sechzehnbändige Neuzugang, stramm in Reih und Glied wie bei einer Militärparade Aufstellung bezogen hatten.

»Hier siehst du meine Neuerwerbung. Das gesammelte Wissen der damaligen Welt.« Mit deutlichem Stolz in der Stimme stellte Gerd uns seinem Freund vor. »Leider fehlt Band 7, aber den kann ich vielleicht über das Internet nachkaufen«, erklärte er zuversichtlich.

Während Gerd das mitgebrachte halb volle Glas mit Primitivo auf dem Probiertisch neben dem Weinkühlschrank abstellte, nahm Klaus mich aus dem Regal.

»Oh«, meinte dieser erstaunt, »keine leichte Literatur«, und wog mein Gewicht abschätzend in seinen Händen.

»Das sind zwei Komma drei Kilogramm«, stellte Gerd fest. »Viel Buch für wenig Geld. Die Lexika habe ich bei der Geschäftsaufgabe der Biblioteca Antica hier in Münster direkt aus dem Lager für nur zwanzig Euro gekauft.«

Bevor Klaus in mein Innenleben sah, las er laut mit fast andächtiger Stimme, was in goldenen Lettern auf meinem dunkelbraunen Buchrücken verzeichnet war: »Brockhaus Konversations-Lexikon, Erster Band, A – Athelm.«

»Die Bücher sind eigentlich gut erhalten«, meinte Gerd. »Lediglich bei Band 12 ist der Einband etwas aus dem Leim gegangen, die Bände 16 und 17 haben offensichtlich Brandspuren und Band 14 weist rätselhafte Fingerabdrücke auf.«

»Vielleicht sind es ja Blutspuren von einem gemeinen Verbrechen«, scherzte Klaus und machte dabei ein vielsagendes Gesicht.

»Wer weiß, es wäre wirklich interessant, wenn die Bücher erzählen könnten, was sie so alles in dem bewegten letzten Jahrhundert erlebt haben«, ging Gerd nachdenklich auf den Gedanken seines Freundes ein.

Klaus blätterte interessiert einige meiner Textseiten durch und las tonlos kurz ein paar Stichwörter an, um dann zum Anfang des Lexikons zurückzukehren.

»Da ist ja etwas Handgeschriebenes!« Klaus zeigte auf die unbedruckte Seite gleich hinter dem Einband. Tropfen einer klaren Flüssigkeit hatten die Tinte bei einigen Wörtern auslaufen lassen.

»Mit dieser handgeschriebenen Kurrentschrift tue ich mich schwer«, gab Gerd zu.

»Schaut wie eine Widmung aus: *Für meinen lieben Ehemann Oswin zum 45. Geburtstag, 27.7.1914*«, las Klaus mühevoll. »Ich bin mir unsicher, ob ich den Namen richtig entziffert habe, gibt es überhaupt den Vornamen Oswin?«, zweifelte er.

»Doch, ich glaube schon«, antwortete Gerd. »Wenn ich mich

recht erinnere, hieß auch mein Urgroßvater so. Komm, lass uns wieder zu unseren Frauen gehen. Sonst meinen die, wir sind nicht wegen der Lexika hier unten, sondern trinken uns durch die Weinvorräte. Eine neue Flasche können wir ja mitnehmen.«

2.

GEBURTSTAGSFEIER

»Oswin, was machst du da? Sei doch vorsichtig!« In der Stimme seiner Frau Henriette war der Tadel deutlich zu hören. Oswin hatte beim ersten Versuch, die Jugendstilgläser mit Champagner zu füllen, durch eine ungeschickte Bewegung mit der Flasche eines der Gläser auf dem Beistelltisch umgeworfen und eine schäumende Überschwemmung verursacht. Schlimmer noch, das Glas war zu Bruch gegangen. Oswin murmelte eine Entschuldigung, während Henriette die Scherben aufsammlte und ein neues Glas hinstellte.

»Will der Franzose etwa nicht getrunken werden?«, versuchte Alfred Rosen, sein drei Jahre älterer Freund, die Situation aufzulockern.

»Wir werden dem schon Benehmen beibringen«, antwortete Oswin in dem Bestreben, seinen Verdruss wegen des Malheurs zu überspielen. Mit Bedacht und Konzentration zügelte er das zischende Temperament des Flascheninhaltes beim erneuten Füllen der Gläser, ohne etwas zu verschütten.

Es war an diesem letzten Sonntag im Juli 1914 mit 28° schwülwarm und regnerisch gewesen. Oswin Hagemann hatte bereits am Morgen für den traditionellen Gang zur Messe im Neusser St. Quirin-Münster, begleitet von seiner Frau Henriette und den drei Kindern Franz, Eleonore und Paula, nach längerer Zeit wieder seinen geliebten Oertel-Regenschirm mit Perlbambusgriff benutzen dürfen. Er liebte diesen luxuriösen Schirm, den seine Frau ihm vor einigen Jahren geschenkt hatte. Den ganzen Tag über hatte es genieselt, wahrlich kein Kaiserwetter. Jetzt, zur fort-

geschrittenen Stunde nach dem opulenten Abendessen, wehte ein wohltuender Luftzug durch die leicht geöffneten Fenster und vertrieb die schwüle Hitze in der Stadtwohnung der Hagemanns in der Neusser Oberstraße 58. Das Bukett von Weinbrand konkurrierte mit dem Duft von Havannazigarren. Die drei Kinder der Hagemanns waren bereits auf Anordnung von Henriette zu Bett gegangen. Sie waren noch zu jung, um das Ereignis mitfeiern zu dürfen, das im Rhythmus des Sekundenzeigers der Standuhr näher rückte: der fünfundvierzigste Geburtstag von Oswin Hagemann. Wie bei einer Silvesterfeier zählte die achtköpfige Geburtstagsrunde die schwindenden Sekunden bis Mitternacht mit anschwellenden Stimmen. Punkt null Uhr stimmte Henriette, die ihre kecke, nur kinnlange Frisur der aktuellen Mode gemäß mit Zöpfen und Bändern geschmückt hatte, singend an: »Zum Geburtstag viel Glück!« Mehrstimmig wurde die erste Strophe fortgesetzt: »Zum Geburtstag viel Glück! Zum Geburtstag, lieber Oswin, zum Geburtstag viel Glück!«

Oswin strahlte, als würde ihm das Eiserne Kreuz 1. Klasse verliehen. Henriette war wiederum die Erste, die ihm mit einem flüchtigen Wangenkuss gratulierte. Es folgten Oswins Eltern Helmut und Martha sowie Schwiegermutter Mathilde. Alfred, sein Freund und Kamerad aus dem Neusser Ruderverein, glich mit seinen kurz geschnittenen, gewachsenen Haaren, dem gepflegten großen Schnurrbart und dem kleinen Spitzbart dem französischen Schriftsteller Robert de Montesquiou. Er drückte Oswin fest die Hand und gab ihm einen Klaps auf die Schulter.

»Pass auf, alter Freund, in diesem Jahr klappt es mit der Beförderung bestimmt«, sagte er mit halblauter, nur für Oswin hörbarer Stimme.

»Wird schon werden«, murmelte Oswin als Antwort, ohne jedoch daran zu glauben. Sein Schützenbruder vom Neusser Bürger-Schützen-Verein, Karl Baumann nebst Gattin Anna, rundeten die kleine Schar der Gratulanten ab. Mit dem Champagnerglas in der Hand prosteten sie Oswin zu, der sich artig für die guten Wünsche bedankte.

»Warte mit den Dankesworten«, rief Henriette, »bis du die Geschenke bekommen hast!«

Sie verschwand aus dem Wohnzimmer, um wenig später mit einem erwartungsvollen Lächeln und dem geschenkbeladenen Bollerwagen von Sohn Franz im Schlepptau zurückzukommen. Die Wagenräder hinterließen sichtbare Druckspuren auf dem Perserteppich. Geraune machte sich unter den Gästen breit. Ein Paket, größer und vermutlich schwerer als ein gefüllter Bierkasten, dekorativ in Geschenkpapier mit Wiener Muster und großer Schleife eingepackt, fand nur durch eine spitze Seitenlage in seinem Transportmittel Platz. Henriette stellte den Bollerwagen neben den aus Eichenholz geschnitzten Beistelltisch, auf dem die anderen Gäste ihre deutlich weniger voluminösen Geschenke abgelegt hatten.

»Du hast doch immer schon von einem eleganten Fahrzeug geträumt«, neckte ihn Alfred und leerte sein Glas.

Oswin schwankte zwischen Erstaunen und Unsicherheit. Das Geburtstagsgeschenk war für ihn ein Gradmesser seiner Beziehung zu Henriette. Was konnte dieses große Präsentpaket nur beinhalten? Aus Höflichkeit den Gästen gegenüber wandte er sich zuerst ihren Geschenken zu. Seine Eltern bescherten ihm einen vergoldeten Zigarrenabschneider, Alfred einen elektrischen Bartrasierer und Karl eine Flasche Armagnac. Nun war nur noch das große Paket übrig. Die Augen aller Beteiligten forderten ihn stumm auf, das Geheimnis zu lüften. Sorgsam konzentriert machte er sich daran, die Schleife zu lösen und das großflächige Geschenkpapier möglichst unbeschadet zu entfernen.

Seine Gedanken wanderten dabei viele Jahre zurück. Als er Henriette 1899 heiratete, wähnte er sich am Ziel seiner Träume. Sowohl privat als auch beruflich. Henriettes Elternhaus war durchaus wohlhabend und gehörte zum gehobenen Bildungsbürgertum. Ihr Vater, der Landrat des Kreises Neuss, hatte Oswin als seinen Mitarbeiter seinerzeit protegiert, bis er vor drei Jahren an Leukämie starb. Seitdem hatte Oswin seine Stellung als Oberamtsrat nicht weiter verbessern können. Ähnlich verhalten entwickelte sich seine Beziehung zu Henriette. Ihm

wurde zunehmend bewusst, dass er die anspruchsvollen Erwartungen seiner sehr selbstbewussten und überaus attraktiven Frau nur unzureichend erfüllen konnte. Die einstige Harmonie zwischen ihnen gab es nicht mehr. Oftmals loderte ein Streit über Nichtigkeiten auf und sie stellte ihn immer öfter vor anderen bloß. Oswin war allerdings auch mit sich selbst unzufrieden. Er spürte eine zunehmende innere Unruhe, eine Beeinträchtigung der Feinmotorik und gelegentlich Gleichgewichtsstörungen. Er konnte sich diese Veränderungen, die Henriette allzu deutlich bemerkte, nicht erklären.

›Was hatte sie sich bei diesem schon äußerlich ausgefallenen Geschenk gedacht?‹, ging es Oswin durch den Kopf.

Das Paket war noch schwerer als es aussah. Dies hatte er so gleich bemerkt, als er mit dem Auspacken begonnen hatte. Unter dem Geschenkpapier war ein erdbrauner Karton zum Vorschein gekommen. Vorsichtig durchschnitt er mit einer Schere die umgewickelte Kordel und öffnete den oberen Pappdeckel. Hellbraunes Packpapier umhüllte gleichgroße Quader, die das Format eines stattlichen Folianten hatten. Eines ziemlich schweren sogar, wie er beim Herausnehmen des ersten Exemplars feststellte. Zwei Komma drei Kilogramm waren es, wie ihm später die Waage sagen würde. Irritiert blickte er Henriette an.

›Und?‹, meinte sie erwartungsvoll. ›Hast du inzwischen eine Ahnung? Pack aus!‹, forderte sie ihn auf.

Mit wenigen Handgriffen legte er den Inhalt frei und hielt mich, einen lindgrünen Wälzer mit dunkelbraunem Rücken und goldfarbener Beschriftung, in seinen Händen.

›Brockhaus Konversations-Lexikon, Erster Band, A - Athelm‹, las er laut vor.

›Du hast genau das richtige Exemplar zuerst genommen‹, sagte Henriette. ›Jetzt musst du nur die erste Seite aufschlagen.‹

Oswin tat wie geheißen und las abermals laut: ›Für meinen lieben Ehemann Oswin zum 45. Geburtstag, 27.7.1914.‹

›Von mir und meiner Mutter‹, ergänzte Henriette.

Oswin legte mich aus der Hand, ging zu Henriette, nahm sie in die Arme und drückte ihr einen Kuss auf die Wange.

»Das ist eine echte Überraschung«, hauchte er gerührt. Es war weniger das Geschenk selbst, als der materielle Wert, den Henriette bereit war, für ihn aufzubringen.

»Ich danke dir und Mathilde und euch allen für die großzügigen Geschenke«, fuhr er mit wieder gefestigter Stimme fort. »Darauf sollten wir erneut anstoßen.«

Noch am selben Abend, die Gäste hatten sich kurz nach Mitternacht verabschiedet und Henriette räumte den Esstisch ab, schaffte Oswin Platz auf der Abstellfläche des Eichenholzschrankes, der majestätisch den Raum des Wohnzimmers überblickte. Erzählungen und Romane von Schiller und Heine, Reiseberichte von Fontane und Jahresschriften vom Neusser Bürger-Schützen-Verein mussten weichen. Ebenso eine mit Golddekor handbemalte Deckdose und eine Porzellanvase von Rosenthal. Auf einer Breite von einem Meter und dreißig Zentimetern durften meine sechzehn Geschwister und ich, in strammer Haltung wie bei der Kaiserparade, stolz Aufstellung nehmen. Unser erster Lebensabschnitt hatte begonnen.

»Schaut doch repräsentativ aus«, resümierte Henriette zufrieden, hielt Oswin ihre Wange für einen Gute-Nacht-Kuss hin und zog sich in ihr separates Schlafzimmer zurück.

3.

DONNERGROLLEN

Das war nun mein Zuhause. In diesem gutbürgerlichen Wohnzimmer hatte ich mit meinen Geschwistern sozusagen das Licht der Welt erblickt. Davor kannte ich nur, in Packpapier gekleidet, Dunkelheit und Langeweile. Ich weiß nicht, wie lange diese Abgeschiedenheit gedauert hatte, mir fehlte noch jegliches Zeitgefühl. Meinen Geschwistern erging es ähnlich. Als wir vor einigen Wochen, verpackt wie wir waren, mit der Bahn und dem Automobil auf Reisen gingen, war die Spannung groß, wohin es gehen würde. Jetzt hatten wir also Platz in einem Schrankregal

gefunden. Einem Schrank im Gründerzeitstil aus massiver Eiche, der im Wohnzimmer stand und ganz unterschiedliche Gegenstände beherbergte. Unten, hinter Schranktüren behütet, Teller, Tassen, Servierplatten und anderes Porzellan für das leibliche Wohl der Hagemanns und ihrer Gäste. Oben, durch Glastüren vor Staub geschützt, handbemalte Dekorationsgegenstände zur Freude der Augen des Betrachters. Und dann in der Schrankmitte, frei zugänglich ohne jegliche Absperrung, wir als siebzehnbändige Helfer für die gehobene Konversation des Bildungsbürgers. Der zentrale Platz gefiel uns. Er kam unserem Selbstverständnis entgegen, alles zu wissen, was es auf dieser Welt gab. Dass sich die Welt, vor allem technisch gesehen, noch weiterentwickeln würde, kam uns damals nicht in den Sinn. Nach unserer Meinung war in der industriellen Revolution der vergangenen Jahrzehnte alles, was erfunden werden konnte, erfunden worden. Mehr war kaum möglich. Die Zukunft musste demnach hinsichtlich Neuentwicklungen wenig spektakulär sein. Wir fühlten uns dabei von Charles Holland Duell bestätigt, der von 1898 bis 1901 Commissioner des United States Patent Office war. Er hatte als Fachmann angeblich eine gleichlautende Aussage gemacht.

Wie dem auch sei, wir hatten den freien Blick in das Wohnzimmer und jedermann, der es betrat, kam nicht umhin, uns zu beachten. Jeder einzelne Band von uns fühlte sich zwar als Teil des Ganzen, dies hinderte mich aber nicht daran, mich als etwas Besonderes zu fühlen, sozusagen als Primus inter Pares. Schließlich hat alles einen Anfang, ohne den alles Folgende nicht denkbar wäre. Und ich verkörperte dies nun mal mit dem Buchstaben ›A‹. Zumindest von ›A‹ bis ›Athelm‹. Wen diese Logik nicht überzeugt, dem empfehle ich, auf die Durchnummerierung meiner Sippschaft zu achten. Es ist klar und deutlich auf meinem Rücken abzulesen, dass sie mit der ›1‹ in arabischen Ziffern bei mir beginnt. Und darüber hinaus besitze ich noch etwas Ausgefallenes: eine Widmung, die Oswin bei seiner Geburtstagsfeier vorgelesen hatte.

Oswin hatte mich am folgenden Montagmorgen, noch vor

dem Frühstück, im Morgenmantel und mit Bartbinde im Gesicht, in die Hand genommen, einige meiner 1.040 Seiten durchgeblättert und sich die Widmung von Henriette erneut angeschaut. Ihre scharf gestochene Handschrift wirkte kühl und unpersönlich. Trotzdem wurde er von einer heftigen Rührung ergriffen, die in einen Weinkrampf mündete. Mit den Fingern wischte er aus den Augenlidern einige Tränen, die unbeabsichtigt auf die Widmung fielen und das Geschriebene an mehreren Stellen auseinanderlaufen ließen. Er ging zurück in seinen Schlafrum, gewann dort mühsam wieder die Kontrolle über sich, zog seinen leichten Sommeranzug an und begab sich in die nach frischem Kaffee duftende Essküche, um mit Henriette und den Kindern zu frühstücken. Wie jeden Morgen Erdbeermarmelade mit backwarmen Brötchen vom Bäcker Hermes, der schräg gegenüber den Hagemanns sein Geschäft hatte. Beim Blick in die Neuß-Grevenbroicher-Zeitung vertieften sich die Sorgenfalten auf seiner hohen Stirn.

»Ich fürchte, wir bekommen Krieg, jeder ist zu stolz, um nachzugeben«, meinte er zu Henriette.

»Was machst du dann?« Sie sah ihn fragend an.

»Was soll ich da machen?« Oswin zuckte mit den Schultern. »Gezogen werde ich mit meinen 45 Jahren nicht mehr.«

»Du könntest dich freiwillig melden«, entgegnete sie. Oswin musterte sie erstaunt, antwortete aber nicht. Henriette beendete die Pause, indem sie fortfuhr: »Das würde nach deiner Rückkehr deine Stellung im Amt nur stärken, überlege dir das mal. Chancen präsentieren sich mit Vorliebe in der Maske von Unannehmlichkeiten.«

Ein Jahr zuvor, 1913, war die Stadt Neuss aus dem Kreis Neuss-Land ausgegliedert und als eigener Stadtkreis Neuss neu gebildet worden. Dies war möglich geworden, weil die Stadt die Einwohnerzahl von 40.000 überschritten hatte. Franz Gielen, der Bürgermeister der seitdem kreisfreien Stadt, durfte sich jetzt mit dem Titel ›Oberbürgermeister‹ schmücken. Die damit verbundenen personellen Veränderungen waren bisher für Oswin enttäuschend gewesen, seine Beförderung zum Landrat oder zumindest zu dessen Stellvertreter war bisher ausgeblieben.

Oswin murmelte etwas Unverständliches als Antwort auf Henriettes Vorschlag, trank seinen Kaffee und machte sich auf den knapp halbstündigen Fußweg zu seinem Amt in der Königstraße.

∞

Die folgenden Tage waren sogar im weltpolitischen Maßstab äußerst ereignisreich. Zwei Tage nach Oswins Geburtstag, am Dienstag, erklärte Österreich Serbien den Krieg. Einen weiteren Tag später, am Mittwoch, befahl der russische Zar Nikolaus II. die Mobilmachung seiner Armee. Zwei Tage danach stellte das Deutsche Reich ein Ultimatum an Russland und eines an Frankreich. Die Regierung in Petersburg sollte binnen zwölf Stunden den Grund ihrer Mobilmachung erklären und Paris sollte innerhalb von achtzehn Stunden garantieren, dass Frankreich neutral bliebe. Beide Forderungen wurden nicht beantwortet. Daraufhin verkündete der deutsche Kaiser Wilhelm II. als engster Verbündeter Österreichs am Freitag, dem 31. Juli 1914, die Mobilmachung. Bereits am darauffolgenden Samstag, dem 1. August, war morgens in der Neuß-Grevenbroicher-Zeitung in ganzseitigen amtlichen Bekanntmachungen zu lesen, was das für die Stadt bedeutete: Im Bezirk des VIII. Armeekorps, zu dem Neuss zählte, hatte der Kommandierende General Franz Tüllf von Tschepe und Weidenbach die vollziehende Gewalt übernommen. Dies würde die Arbeit von Oswin in seinem Amt beeinträchtigen.

Die drei Kinder der Hagemanns waren an diesem Samstag nur kurz in der Schule gewesen und hatten erfahren, dass sie vorzeitig in die Herbstferien geschickt wurden. Der Grund hierfür war gewichtig: Das Deutsche Reich hatte Russland offiziell den Krieg erklärt. Jetzt, am frühen Samstagabend, saßen Oswin, sein Vater Helmut, Henriette, Alfred Rosen und Karl Baumann mit Ehefrau Anna zusammen, fast die komplette Geburtstagsrunde, die eine knappe Woche zuvor an gleicher Stelle gefeiert hatte. Die für diesen Abend anberaumte Festversammlung des Komitees

des Neusser Bürger-Schützen-Vereins, an der Oswin und sein Freund Karl Baumann teilgenommen hätten, war ebenso abgesagt worden wie das für die Neusser so wichtige traditionelle Schützenfest am letzten Augustwochenende.

Alfred Rosen hatte vor dem Zusammentreffen den aus Bonn stammenden und in der Neusser Gesellschaft reüssierenden Otto von Sandt in seiner neuen Wohnung in der Sternstraße besucht. Beide kannten sich als Mitglieder des Gründungsvorstandes des Neusser Rudervereins. Zudem war Otto von Sandt als Oberleutnant der Reserve über die bevorstehenden militärischen Veränderungen gut informiert.

»Otto hat mir vorhin mitgeteilt«, berichtete Alfred, »dass morgen auf Plakaten und in einer Extraausgabe der Zeitung ein Landsturm-Aufruf des Kommandierenden Generals erfolgen wird.«

»Dat is sehr jut, jetzt muss schnell mobil gemacht werden, damit wir dem Franzmann zuvorkommen. Dat war 1870 die Grundlage für unseren Siech«, warf Helmut Hagemann ein, der mit seiner rheinischen Mundart seinerzeit am Deutsch-Französischen Krieg teilgenommen und während der Schlacht bei Sedan einen Streifschuss am Bein erhalten hatte.

»Was bedeutet denn Landsturm eigentlich?«, fragte Henriette in die Runde und erhielt sich widersprechende Angaben.

Ich fühlte, wie einige Bände weiter rechts von mir meine Schwester, die unser Wissen von ›K bis Lech‹ abdeckte, unruhig um Aufmerksamkeit buhlte.

Und tatsächlich, als hätte Oswin dies gespürt, antwortete er mit einem knappen »Einen Moment«, stand vom Sofa auf und kam auf uns stumme Zeugen dieser Unterredung im Wohnzimmer schrank zu. »Wozu haben wir denn diese klugen Bücher?«, und nahm zielsicher die Nummer 10 in die Hand.

Nach kurzem Blättern hatte er auf Seite 932 gefunden, was er suchte: das Stichwort ›Landsturm‹. Er las zuerst lautlos und fasste dann für die Runde zusammen: »Im Deutschen Reich besteht nach dem Gesetz vom 11. Februar 1888 der Landsturm aus allen Wehrpflichtigen vom vollendeten 17. bis zum voll-

deten 45. Lebensjahre, die weder dem Heere noch der Marine angehören. Sie alle werden durch kaiserliche Verordnung im Verteidigungsfalle zu den Waffen gerufen.«

»Zum Landsturm können sich auch Freiwillige melden«, ergänzte Alfred. »Alle, die über 45 Jahre alt sind, können dies beim Königlichen Bezirkskommando tun. Darauf hat Otto von Sandt ausdrücklich hingewiesen.«

»Und, Alfred, wirst du dich freiwillig melden?«, fragte Oswin gespannt und nahm wieder auf dem Sofa Platz.

»Im Moment ist das wegen der Firma nicht möglich. Ich würde da keine Freigabe bekommen«, antwortete Alfred.

»Du bist halt ein wichtiger Sauerkraut-Prokurist«, versuchte Oswin in Anspielung auf dessen Stellung als kaufmännischer Leiter bei der Neusser Sauerkrautfabrik Leuchtenberg zu witzeln.

»Helmut, was hältst du denn als alter Krieger davon, wenn Oswin sich freiwillig melden würde?«, fragte Henriette. Alle schauten den Gefragten erwartungsvoll an.

»Also«, begann Helmut und zwirbelte an seinem Schnurrbart, »wenn mein Oswin dies möchte, würde ich ihm nicht davon abraten, zumal ich die weitere Entwicklung optimistisch sehe. Wenn alles planmäßig verläuft, wird der Kriech noch in diesem Jahr gewonnen werden und Oswin wäre zu Weihnachten wieder zu Hause.«

Mein Schwesterband 12, zuständig für »o« wie optimistisch, raunte uns anderen Familienmitgliedern zu: »Ein Optimist ist ein menschliches Wesen, das in der Regel ungenügend informiert ist.«

Opa Helmut fuhr währenddessen mit seiner Antwort fort: »Zudem werden die älteren Jahrgänge selten direkt an der Front eingesetzt, sondern eher im Hinterland, zum Beispiel für den Bahnschutz.«

Oswins Gesicht hatte einen bedeutungsvollen Ausdruck angenommen, der einen weitreichenden Entschluss vermuten ließ. »Ihr braucht gar nicht zu spekulieren«, schaltete er sich ein. »Ich habe mich entschieden und werde mich morgen freiwillig melden.«

»Hurra, gratuliere!«, riefen die Männer durcheinander und Henriette strahlte.

»Dann werden Oswin und ich das Vaterland verteidigen«, freute sich Karl, der aufgrund seines Alters zum Landsturm eingezogen würde. Oswin stand abermals auf und kam auf den Wohnzimmerschrank zu. Diesmal öffnete er rechts neben mir die Glastür, nahm sechs Cognacgläser aus dem Regal, brachte sie zum Wohnzimmertisch und sagte: »Darauf müssen wir einen trinken.«

4.

OSWIN UND KARL ZIEHEN IN DEN KRIEG

Am nächsten Tag setzte Oswin seinen Entschluss um. Nachdem er mit seiner Familie an der obligatorischen Sonntagsmesse teilgenommen hatte, suchte er seine Militärpapiere zusammen. Er hatte seine dreijährige Dienstzeit als Feldwebelleutnant bei der Infanterie abgeschlossen, ein Rang ohne eigene Befehls- und Strafgewalt, aber deutlich besser als ein gemeiner Soldat. Mit den Unterlagen machte er sich in seinem eierschalenfarbenen Sakkoanzug mit Gapette und Regenschirm auf den gut dreißigminütigen Weg. Die wenigen Sonnenstrahlen stritten sich mit dem diesigen Augustwetter. Er ging in der belebten Oberstraße in Richtung Bahnhof und schwenkte hinter dem Rathaus links in die Neustraße ein. Bevor diese in die Kanalstraße übergang, passierte er das repräsentative H-förmige Gebäude der Post, welches 1879 im Stil der Renaissance aus Backstein im Wechsel mit Sandstein fertiggestellt wurde. Immer wenn er dieses Gebäude sah, erfreute er sich an der oberhalb des Hauptgesimses befindlichen, von allegorischen Gestalten gehaltenen repräsentativen Balustrade mit Reichswappen. Beim Weitergehen begann es auf der Höhe des Königlichen Quirinus-Gymnasiums, wie es offiziell hieß, zu regnen. Er war einst selbst Schüler dieses traditionsreichsten Gymnasiums der Stadt gewesen, das zu den ältesten

Einrichtungen dieser Art im gesamten Kaiserreich gehörte. Allerdings wurde dieses prächtige Gebäude erst kurz nach seinem Schulabgang bezogen. Er musste noch die alte Einrichtung am Freithof in der Nähe des Quirinus-Münsters aufsuchen.

Als er wenig später und kurz vor seinem Ziel an der Kanalstraße 63, dem Wohnhaus seiner Eltern, vorbeikam und in seitlicher Richtung den Kopf hob, um zu den Fenstern in der ersten Etage zu schauen, geschah das, was ihm in letzter Zeit bereits mehrmals geschehen war: Ihm wurde schwindelig. Er stürzte, verstauchte sich die Hüfte und beschädigte ein Scharnier seines geliebten Regenschirms, was diesem ein ähnlich lädiertes Aussehen verlieh wie seinem Anzug, der rechtsseitig große, nasse Schmutzspuren davontrug. Oswin fluchte leise, rappelte sich mühsam auf und humpelte die wenigen Meter bis zum Bezirkskommando Ecke Kanal- und Sternstraße, wo er sich in die Schlange der Freiwilligen anstellte, die auf ihre Registrierung warteten.

Nach zwei Stunden war er wieder zu Hause. Henriette hatte derweil den Rheinischen Sauerbraten zubereitet, den sie bereits Tage zuvor eingelegt hatte.

»Was ist passiert?«, fragte Henriette erschrocken, als sie Oswin in seinem lädierten Anzug sah.

»Ich bin angerempelt worden und ging zu Boden«, antwortete Oswin knapp, während er sein Sakko umständlich auszog.

Zum Mittagessen hatte sich Oswins Schwiegermutter Mathilde eingefunden. Sie wohnte im Erdgeschoss direkt unterhalb ihrer Tochter und kam oftmals zu den Mahlzeiten. Das in ihrem Eigentum befindliche dreigeschossige, Anfang des 19. Jahrhunderts von ihrem Großvater erbaute Haus war eine solide finanzielle Basis für einen sorgenfreien Lebensabend.

Oswin erzählte beim Mittagessen, was er erlebt hatte: »Ihr glaubt nicht, was da draußen für eine gute Stimmung herrscht. Direkt euphorisch. Der kann sogar dieser Dauerregen nichts anhaben. Junge Männer gehen in Gruppen singend durch die Stadt, alles was Uniform trägt, wird vielstimmig begrüßt und die Freiwilligen warten in langer Schlange auf ihre Registrierung.«

»Ich bin wie Henriette sehr stolz auf dich«, sagte Mathilde,

»und mein Herbert, Gott habe ihn selig, wäre das auch.« Ihre Worte wirkten ebenso steif wie die in dunklen Tönen gehaltene Kleidung, die sie stets mit dem Inbegriff der weiblichen Unfreiheit trug, dem Korsett.

»Papa, wann ziehst du denn in den Krieg? Geht der Franz mit?«, fragte Paula, die jüngere der beiden Töchter und setzte sich über die Regel hinweg, dass die beiden jüngsten Kinder bei Tisch nur reden durften, wenn sie gefragt wurden.

»Dein Bruder ist noch zu jung, mein Schatz. Wenn er siebzehn ist und eingezogen werden könnte, ist der Krieg längst gewonnen«, antwortete Oswin.

»Wie geht es denn jetzt weiter?«, meldete sich Henriette und griff den ersten Teil von Paulas Frage auf.

»Ich muss mich bereithalten. Aber morgen gehe ich ganz normal ins Amt. So schnell schießen die Preußen nicht.«

∞

Da sollte sich Oswin gewaltig getäuscht haben. Bereits am nächsten Tag, dem 3. August 1914, erfolgte die Kriegserklärung des Deutschen Reiches an Frankreich und der Einmarsch deutscher Truppen in Belgien. Dies war der Beginn eines bis dahin nie gekannten Weltkrieges. Die deutsche Oberste Heeresleitung hatte sich ein Jahrzehnt lang auf einen Zweifrontenkrieg – im Westen gegen Frankreich und im Osten gegen Russland – vorbereitet. Schon 1905 entwickelte Generalstabschef Alfred von Schlieffen einen geheimen Plan. Danach sollte das deutsche Westheer das neutrale Belgien besetzen und durch die ungenügend gesicherte französisch-belgische Grenze vorstoßen, um von Nordfrankreich her die französischen Armeen in die Vogesen zurückzudrängen und dort aufzureiben. Dann konnte nach der von Alfred von Schlieffen entwickelten Idee ein großer Teil des deutschen Westheeres noch rechtzeitig an die Ostfront geworfen werden, da dort Russland nach deutschen Berechnungen einen Monat für seinen Truppenaufmarsch benötigen würde. Die Achillesferse dieses Planes war die Neutralität Belgiens und die englische

Garantie, diese zu schützen. Durch die englische Kriegserklärung an Deutschland am 3. August 1914 kam England dieser Verpflichtung nach. Deutschland befand sich nunmehr mit Russland, Belgien, Frankreich und England im Krieg und hatte nur einen Verbündeten: Österreich-Ungarn.

Das tat der Kriegsbegeisterung in der breiten Bevölkerung jedoch keinen Abbruch. Sie hatte schnell hysterische und chauvinistische Züge angenommen und bot einen dankbaren Nährboden für Spionage- und Sabotagegerüchte aller Art. Diese konnten nicht skurril genug sein, um nicht ernst genommen zu werden. So warnte beispielsweise bereits am 3. August 1914 ein Telegramm des Düsseldorfer Regierungspräsidiums an das Innenministerium vor achtzig französischen Offizieren, die in zwölf Autos quer durch Deutschland fahren würden, um dem russischen Waffenbruder Gold zu bringen. Die Nachricht wurde gierig aufgenommen und in den Zeitungen im ganzen Land verbreitet.

Am 4. August sprach man bereits von fünfundzwanzig Fahrzeugen und es hatten sich einige Damen zu den französischen Offizieren gesellt. Im ganzen Deutschen Reich wurde daraufhin Jagd auf diese Automobile gemacht, was zu zahlreichen Possen führte.

Am 5. August zum Beispiel traf bei der Polizeidirektion Göttingen die Meldung ein, dass eines der gesuchten Fahrzeuge in Richtung Barmen unterwegs sei. Ein übereifriger Gendarm glaubte denn auch am selben Tage ein verdächtiges am Straßenrand geparktes Fahrzeug ausfindig gemacht zu haben. Die Polizeidirektion ordnete sofort an, das mit einem Sarg beladene Automobil in einer Autowerkstatt auseinanderzubauen. Von Amts wegen wurde dann festgestellt, dass in dem Sarg kein Gold, sondern die Leiche des verstorbenen Oberstaatsanwalts Rindfleisch aus Kassel gelegen hatte.

In Neuss wurde aus dem gleichen Grunde ein dubios erscheinendes Fahrzeug beschossen, ohne dass glücklicherweise jemand zu Schaden kam. In anderen Teilen des Landes ging es bei ähnlichen Aktionen weniger glimpflich ab. In der ersten Au-

gustwoche fanden bei Straßensperren und bei Verfolgungsjagden mindestens achtundzwanzig Menschen den Tod und unzählige wurden verletzt.

Auch Alfred Rosen hatte auf seiner Arbeitsstelle mit unkontrollierten und erregten Maßnahmen selbst ernannter Bürgerwehren zu tun. Am 4. August fand sich in der Sauerkrautfabrik ein drei Mann starker bewaffneter Trupp ein, der in der aktuellen Erntekampagne Hinweisen nachgehen wollte, bei der Firma Leuchtenberg würden verdächtige ausländische Erntehelfer eingesetzt. Obwohl keine Personen aus Ländern beschäftigt wurden, mit denen sich Deutschland im Krieg befand, verlangte die unautorisierte Bürgerwehr unter Gewaltandrohung Einsicht in die Personalpapiere der Belegschaft. Einige der Mitarbeiter mit polnischem Namen wurden daraufhin misshandelt. Erst die herbeigerufene Polizei machte dem Treiben ein Ende, ohne dass es für die amtsanmaßenden Bewaffneten zu ernsthaften Konsequenzen geführt hatte.

∞

Oswin musste sich vier Tage nach seiner Meldung als Freiwilliger beim 2. Landsturm-Infanterie-Bataillon Neuss einfinden, das von dem aus Posen stammenden 58-jährigen Oberstleutnant Max Karl Schweder befehligt wurde. Oswin wurde, wie auch Karl Baumann, der 1. Kompanie zugewiesen. Ihr künftiger Kompanieführer war Otto von Sandt, sein Sportkamerad aus dem Neusser Ruderverein. Dessen Vater, Karl von Sandt, kannte bereits seinen verstorbenen Schwiegervater Herbert Wissing. Beide waren seinerzeit Landräte. Herbert im Landkreis Neuss, Karl im Landkreis Bonn. Entsprechend froh durfte Oswin sein, war doch damit zu rechnen, dass diese persönliche Nähe für ihn nur Vorteile haben würde.

Als Erstes wurden die Landsturmmänner eingekleidet. Da es sich bei dieser Truppe vor allem um Männer im gesetzten Alter handelte, hatte die preußische Militärverwaltung in weiser Voraussicht die Uniform, bestehend aus Feldmütze, Waffenrock

und Hose, in besonders weit geschnittenen Größen anfertigen lassen, die zu einem späteren Zeitpunkt ohne großen Aufwand verengt werden konnten.

Nach zwei Wochen militärischer Ertüchtigung im Eilverfahren, mehreren Schießübungen und Geländemärschen, wurde am 24. August 1914 die 1. Kompanie des 2. Landsturm-Infanterie-Bataillons Neuss vom Bahnhof aus mit Oswin Hagemann und Karl Baumann in Marsch gesetzt. Bei der Verabschiedung vor dem unter Dampf stehenden Zug hatte Oswin seine Ehefrau so gut gelaunt wie selten gesehen. Er selbst fühlte sich inmitten seiner freudetrunkenen Kameraden zunehmend unwohl. Ziel der Fahrt war die erst vier Tage vorher besetzte belgische Universitätsstadt Löwen. Dort wurde die Kompanie in unmittelbarer Nähe des Bahnhofs untergebracht. Bataillonskommandeur Schweder, Kompaniechef von Sandt und der zuständige Oberarzt Dr. Berghausen nahmen im gegenüber des Bahnhofs gelegenen Hotel Quartier.

Die kommenden zwei Tage sollten für Oswin und Karl völlig anders als erwartet verlaufen und für die Geschichtsbücher mehr als nur eine Anekdote wert sein.

5.

DIE BEIDEN OSWINS SIND IDENTISCH

»Schatz, wo ist denn mein Stammbuch?«

»Meinst du deine Urahnen? Die müssten im Schrank im Arbeitszimmer in der untersten Schublade liegen«, antwortete Tessa, Gerds Ehefrau.

Gerd stand vom Esstisch auf, ging zuerst ins Arbeitszimmer, anschließend in den Keller und kam kurz danach mit dem Stammbuch und mir, dem ersten Band der antiken Brockhaus-Sammlung, wieder zurück.

»Dann wollen wir mal sehen«, sagte er erwartungsvoll zu Tessa, Klaus und dessen Frau Monika. Ihm ließ die Widmung

in seinem neu erworbenen altherwürdigen Lexikon, die Klaus an diesem Abend im Weinkeller entziffert hatte, keine Ruhe.

Gerd nahm einen Schluck von dem Digestif, den sie nach dem gemeinsamen Abendessen zu trinken pflegten. Er schob den Teller mit dem Rest des Tiramisu beiseite, legte mich auf den Esstisch und schlug meine erste Seite mit der Widmung auf. Anschließend blätterte er erwartungsvoll in dem Ahnenpass, den ihm sein verstorbener Vater hinterlassen hatte. Auf vergilbten Seiten, die Gerds Raucherzähne in blendendem Weiß erschienen ließen, waren in unterschiedlichen, aber akkuraten amtsbeflissenen Handschriften seine Vorfahren mit spitzer Feder in graublauer Farbe vermerkt. Jede Eintragung war mit Stempel und Unterschrift des zuständigen Standesbeamten oder Kirchenbuchführers beglaubigt.

Mithilfe von Klaus fand er den gesuchten Eintrag und las laut vor: »Hagemann, Oswin, geboren am 27. Juli 1869, als Sohn des Hagemann, Helmut, und der geborenen Schmitt, Martha. Die Daten passen genau!«, rief er erfreut in die kleine Tischrunde. »Am 27. Juli 1914 ist Oswin nach der Widmung fünfundvierzig Jahre alt geworden. Und wenn ich fünfundvierzig Jahre zurückzähle, komme ich exakt auf das Datum, welches im Ahnenpass als Geburtsdatum steht. Die beiden Oswins sind demnach identisch. Stellt euch vor, dieses Lexikon hat meine Urgroßmutter meinem Urgroßvater zum 45. Geburtstag geschenkt und ich habe es nach mehr als einem Jahrhundert durch puren Zufall erworben. Ist das nicht verrückt? Was dieses Buch wohl alles erlebt hat?«

»Und so ein Zeitzeuge, so ein repräsentatives Werk der Familiengeschichte hast du im Keller stehen?«, wunderte sich Monika.

»Tja, der Platzmangel«, antwortete Gerd. »Deswegen muss der Weinkeller auch Bücher aufnehmen. Im Grunde hast du recht«, fuhr er fort, »ich sollte hier im Bücherregal Platz schaffen. Komm, Klaus, den Rat deiner Gattin setzen wir direkt um.«

Kurz entschlossen tauschten Gerd und Klaus aus dem Bücherschrank im Wohnzimmer Unterhaltungsromane gegen die sechzehn Brockhaus-Bände aus dem Keller. Nach wenigen Minuten war die Aktion beendet und die beiden Männer gönnten

sich zur Belohnung einen weiteren Cognac.

»Das sieht doch sehr ansprechend aus«, lobte Monika den Büchertausch. »Die Lexika sind es bestimmt gewohnt, einer anspruchsvollen Umgebung eine besondere Note zu geben.«

∞

Monikas Worte waren Balsam für unsere Bücherseele. Zuvor jedoch hatten wir einen kleinen Schock zu überwinden, als Gerd und Klaus erneut in unserem Keller erschienen und offensichtlich mit uns einen weiteren Umzug vorhatten. Wir waren schließlich keine Reiseliteratur. Jede Umsiedlung stellt für ein Buch eine Gefahrenquelle dar. Man kann beschädigt werden oder verloren gehen, ich spreche da aus leidvoller Erfahrung, und man weiß nie, wie die neue Nachbarschaft aussehen wird. Andererseits konnten wir uns durch einen Stellungswechsel aus diesem Verlies nur verbessern.

»Die Vielseitigen« – diesen Namen hatten uns unsere Artgenossen im Keller verpasst – »verlassen uns!«, riefen enttäuscht die Nachbarn zu unserer Linken. Sie waren in der Welt der Naturwissenschaften zu Hause und sahen fast so verblichen aus wie wir, taten aber so, als wenn sie uns in ihren jeweiligen Spezialgebieten überlegen wären. Die Gespräche mit denen endeten oftmals in einem fachlichen Disput, wenn sie mit angeblich neuen Erkenntnissen ankamen, die wir wegen unseres hohen Alters gar nicht wissen konnten. Trotzdem schienen die Sachbücher traurig zu sein, künftig auf niveauvolle Streitgespräche mit uns verzichten zu müssen. Den zahlreich vertretenen Exemplaren der Trivilliteratur und anderen Büchern in dem kombinierten Wein- und Buchkellerraum, die sich wahrscheinlich beim allzu intensiven Austausch mit ihren flüssigen Nachbarn selbst geschrieben hatten, war unser Auszug dagegen egal. Mit denen konnte man ohnehin nicht vernünftig reden. Die lebten in ihrer Fantasiewelt und verstanden die simpelsten Sachen nicht.

Unser neuer Platz im Wohnzimmer war eine eindeutige Standortverbesserung. Und wem war sie zu verdanken? Allei-

ne mir, wegen der handschriftlichen Widmung von Henriette. Wenn ich das gegenüber meinen fünfzehn Familienmitgliedern erwähnte, gingen die vor Neid aus ihrem Einband. In gewisser Weise hatte sich ein großer Kreis geschlossen. Seinerzeit erblickten wir das Licht der Welt in einer Neusser Bürgerfamilie. Wir waren makellose, jungfräuliche Druckerzeugnisse, prall gefüllt mit Bildern, Tabellen und farbigen Karten. Kein Lexikon zuvor konnte da mithalten. Unser Wissen war auf der Höhe der Zeit. Jetzt, mehr als Hundert Jahre später, hatten wir nach vielen unterschiedlichen Lebensstationen an Pracht eingebüßt und das öffentliche Interesse an uns hatte stark nachgelassen. Dennoch hatten wir uns, abgesehen von kleinen Malheuren, die man großzügig mit Gebrauchsspuren umschreiben kann, gut gehalten. Zugegeben, ein Familienmitglied war verschollen, das kann in den besten Kreisen vorkommen, dafür waren die verbliebenen Exemplare im Vollbesitz aller ihrer Buchseiten.

Und wir besaßen etwas, wovon druckfrische Buchneuerscheinungen, die je nach Genre mit einer Lebenserwartung rechnen durften, die in Monaten, geschweige denn in Jahrzehnten gezählt wird, nur träumen können: würdevolle Patina. So wie alte Kunstgegenstände, alte Automobile und besonders alte Menschen allein durch ihr Alter wieder interessant erscheinen, so gewinnen wir als stumme Zeugen von bewegten Epochen und persönlichen Schicksalen Ansehen und Respekt. In unserem neuen Zuhause bei der Familie Berger zeigte sich dies durch den hervorgehobenen Platz im Bücherregal. Angenehm temperiert und beleuchtet, ermöglichte dieser Standort einen freien Blick in den Wohnraum und in das angrenzende Arbeitszimmer, das einen breiten, offenen Zugang besaß. Hier konnten wir intensiv am Familienleben dieses Haushaltes teilhaben. Es hatte sich ein großer Kreis in einem Familienstamm über mehrere Generationen hinweg geschlossen – von den Hagemanns in Neuss zu den Bergers in Münster.

»Hochwürden ist leider außer Haus«, hörte Henriette von der Haushälterin, dem einundvierzigjährigen Fräulein Korte, das stets schwarz gekleidet war und ihr volles, schon ergrautes Haar zu einem Dutt hochgesteckt trug, der fast größer war als ihr zu klein geratenes Gesicht.

»Dann seien Sie bitte so freundlich und geben Dr. Doppelfeld die Bücher mit diesem Anschreiben«, antwortete Henriette und überreichte den Brief, der folgenden Wortlaut hatte:

Euer Hochwürden, Herr Dr. Doppelfeld,

es ist mir ein besonders großes Anliegen, Ihnen für die Hilfe zu danken, die Sie mir in all den Jahren zuteilwerden ließen. Ich möchte Sie daher demütig bitten, mir die Freude zu machen, meine Gabe anzunehmen. Sie ist zu Ihrer persönlichen Verwendung gedacht. Ich bin mir sicher, dass mein verstorbener Mann Oswin, dem ich die Lexika zum 45. Geburtstag schenkte, mit dieser Weitergabe sehr einverstanden wäre. Gott beschütze uns.

Henriette Rosen

»Aber sicher«, entgegnete Fräulein Korte beim Anblick des voll beladenen Bollerwagens, »da wird sich Hochwürden bestimmt sehr freuen. So große Gebetbücher hat er sicher noch nicht gesehen.«

Henriette verzichtete darauf, das kleine Missverständnis aufzulösen.

19.

AUF UMWEGEN EIN NEUES ZUHAUSE

So fromm wie Gebetbücher gemeinhin sind, wollten wir ›Vielseitigen‹ allerdings nicht werden. Ganz im Gegenteil. Wir waren entsetzt, dass Henriette uns aus ihrem säkularen bürgerlichen

Haushalt herausgerissen hatte, der unser Wissen mit intimen und brachialen Ereignissen zwischenmenschlicher Beziehungen zu erweitern wusste. Jahrelang hatten wir die Familie Hagemann begleitet und fühlten uns als ein Teil von ihr. Durch den Zwangsumzug sollten wir nicht mehr erleben, dass Franz wie angekündigt wenige Wochen nach unserem Umzug sein Elternhaus verlassen würde. Sein Verhältnis zu seinem Stiefvater Alfred Rosen hatte sich weiter verschlechtert und bei seinem Freund Hansi Stickels in Wevelinghoven konnte er eine Arbeit aufnehmen. Auch würde uns die Heirat von Eleonore und nur wenig später von Paula verborgen bleiben, die in Neuss und Dülmen eine Familie gründen sollten. Während Eleonore ein hohes Alter erreichen sollte, würde Paula Probleme mit ihrer Motorik, mit Gleichgewichtsstörungen, Depressionen und Zwangsneurosen haben. Alles Symptome, die im Anfangsstadium bei ihrem leiblichen Vater Oswin Hagemann zu beobachten gewesen waren.

Wir ›Vielseitigen‹ sollten durch den Umzug zu Dr. Doppelfeld von der Teilhabe am Leben von Henriette und Alfred abgeschnitten sein. Wir sollten nicht mitbekommen, dass deren Ehe Jahre später zerbrechen würde, weil Alfred Rosen wieder Kontakt zu seiner ehemaligen Haushälterin Bertha Schiffer aufnehmen würde. Alle diese Entwicklungen sollten uns als interessierten Zeitzeugen vorenthalten werden. Aber alles Lamentieren im ›sollte – würde – hätte – Konjunktiv‹ änderte nichts an der Tatsache, dass ein Umzug anstand. Ein Wohnungswechsel in eine klerikale Wohngemeinschaft, die aus einem zölibatären Pfarrer und einer vergeistigten Jungfer bestand und nicht aufregender zu werden versprach als unser einjähriger Aufenthalt im dunklen Keller.

Was wir zu dem Zeitpunkt noch nicht wussten, war der Umstand, dass unser Umzug in Kürze weiterreichendere Ausmaße annehmen würde als ursprünglich angenommen. Pfarrer Dr. Doppelfeld hatte selbst erst vor wenigen Tagen erfahren, dass seine Tage im St. Quirinus-Münster gezählt waren. Die katholische Kirche hatte entschieden, ihn zum 1. Mai 1920 ins westfälische Münster zu versetzen, wo die Stelle des leitenden Pfarrers in der Lamberti-Gemeinde neu zu besetzen war.

Als Dr. Doppelfeld am frühen Abend des Tages, an dem Henriette im Pfarrhaus vorgesprochen hatte, zurückkehrte und Fräulein Korte ihm die gleichförmig verpackten Gegenstände zeigte, stieg sogleich ein Verdacht in ihm hoch. Dieser wurde Gewissheit, nachdem er eines der Pakete von seiner Umhüllung befreit hatte und er einen Geschwisterband von mir in Händen hielt. Liebevoll blätterte er darin herum und seufzte. Er war über diese Zuwendung zwiegespalten. Einerseits hocheifrig, andererseits unsicher, ob er dieses großzügige Geschenk mit der problematischen Vergangenheit annehmen durfte.

›Darüber muss ich eine Nacht schlafen‹, sagte er sich. ›Ich lasse die Bücher, so wie sie sind, erst einmal in der Nische unter der Dielentreppe stehen.‹

Dr. Doppelfeld war sodann in den folgenden Tagen mit den Vorbereitungen seines Umzuges beschäftigt. Die Abschiedsmesse in seiner Gemeinde musste vorbereitet werden, seine Versetzung war der Presse mitzuteilen und zahlreiche Abschiedsbesuche hatten wegen seines Weggangs zu erfolgen. Außerdem wollte er vor dem Umzug seine Unterlagen ordnen und das ein oder andere entsorgen. Am Mittwochmorgen des 28. April 1920 wurde es dann für Hochwürden Ernst. Ein nagelneuer vier Tonnen Daimler der Typenreihe DR mit 45 PS und drei Möbelpackern standen vor der Tür. Bei kluger Beladung des Wagens mit seinem Hausrat sollte nur eine Fuhre in das gut einhundert Kilometer entfernte Münster erforderlich sein. Dr. Doppelfeld würde mit der Reichsbahn folgen.

∞

Für ihn war der Abschied von dem Ort, an dem er vierzehn Jahre seelsorgerisch gewirkt hatte, ein bewegender Moment. Aus dem kleinen Eifeldorf Nideggen stammend, hatte er sich schnell an die Neusser Eigenarten mit dem manchmal direkten und verletzenden Humor, aber auch an die lebenslustige Art der Menschen gewöhnt. Der Münsterländer war da schon ein anderer Menschenschlag, das hatte er jedenfalls mehrmals gehört. Es würde

dauern, mit ihnen warm zu werden, sie wären alles andere als Plaudertaschen und hätten ihren eigenen Kopf. Zudem müsste er wohl eine neue Sprache lernen. Das Münsterländer Platt hätte wenig Ähnlichkeit mit der rheinischen Mundart.

›Wird schon werden‹, sagte sich Hochwürden. ›Während der Messe spreche ich ohnehin Latein und im Beichtstuhl bekomme ich in der Anfangszeit die interessantesten Details halt nicht mit.‹

So stieg er im Neusser Bahnhof nur wenige Stunden nach dem Abtransport seines Hausrats in den Nachmittagszug, der ihn in das benachbarte Düsseldorf bringen würde. Drei Wochen zuvor war die örtliche regionale Bahngesellschaft nach der im Vorjahr beschlossenen Weimarer Verfassung in den Besitz des Reiches übergegangen. Er fuhr jetzt erstmalig mit der neu entstandenen Deutschen Reichsbahn, die an diesem Tag für schwer Erkältete reserviert zu sein schien. Ein Schniefen und Schnaufen in seinem Abteil ließen ihn bangen, die kurze Fahrtetappe unbeschadet zu überstehen. Ein lang gezogener Blick auf die drei Neusser Hafengebäude, die den Weg nach Düsseldorf säumten, waren die letzten Bilder von seiner alten Heimat. Nach wenigen Sekunden war der Rhein überquert und alsbald der Hauptbahnhof in Düsseldorf erreicht. Von dort ging es über Dortmund und Hamm, wo er umsteigen musste, in das stolze Münster, das in alten Karten und Stichen als ›metropolis westphaliae‹ bezeichnet wurde, was ›Hauptstadt Westfalens‹ bedeutet.

Je mehr sich Dr. Doppelfeld von Neuss entfernte, desto stärker überkam ihn eine Aufgeregtheit, die er bisher in seinem geruh-samen Leben nur selten erlebt hatte. Seine Welt war geprägt von der beschaulichen Eifellandschaft, in der er aufgewachsen war, von der selbst gewählten Abgeschlossenheit während seines Studiums an der altherwürdigen theologischen Fakultät der Universität in Paderborn und seiner seelsorgerischen Tätigkeit in Neuss. Trotz der Wirren des Weltkrieges verlief sein Leben nach festen Regeln. In seinem streng katholischen Elternhaus hatte ihn seine dominante Mutter gedrängt, Pfarrer zu werden. Alles war bisher in geordneten Bahnen verlaufen, wenngleich ihm nicht klar war, warum er aktuell versetzt wurde. Münster mit seinen

105.000 Einwohnern war die erste wirklich große Stadt, die er intensiv kennenlernen würde.

Nach dem Umstieg in Hamm in einen Eilzug teilten nur wenige Mitreisende sein Zweite-Klasse-Abteil. Das Gros der Fahrgäste drängte sich in den Waggonen der dritten und vornehmlich der vierten Klasse. Die typische Landschaft des Münsterlandes zog mit dem rhythmischen Geräusch der Schienenstöße an seinem Abteifenster vorbei: weiträumige Ackerflächen mit frischem Grün, unterbrochen von aufgeräumten Dörfern und Waldlandschaften, in die sich die Frühlingssonne nur zaghaft hineinwagte. Die zunehmend dichtere Bebauung kündigte das Ziel seiner fast vierstündigen Reise an und die Durchsage des Zugschaffners machte es amtlich: Der nächste Halt war der Hauptbahnhof am Zielort Münster.

Hochwürden Dr. Doppelfeld hatte sich entschlossen, den halben Kilometer bis zu seinem neuen Zuhause, dem Pfarrhaus in der Kirchherrngasse, zu Fuß zu gehen. Als künftiger Hirte der Lamberti-Gemeinde wollte er sich gleich nach seiner Ankunft unter seine neuen Schäfchen mischen. Man hatte ihm erzählt, dass der Münsterländer stolz auf seine Geschichte sei und mit Festigkeit und Ausdauer in einem starken Selbstbewusstsein ruhe. Sein konservatives Wesen und seine große Frömmigkeit mache ihn aber auch eigenwillig, verschlossen und hartnäckig.

Die Stadt Münster ist nicht nur die Metropole im Münsterland, sondern auch Sitz eines katholischen Bischofs. Bereits 799 gründete Papst Leo III. zusammen mit Karl dem Großen das Bistum Münster. Rund zweihundert Meter vom Bischofssitz entfernt, dem St. Paulus Dom, befindet sich die Lambertikirche. Sie ist jünger und weniger bedeutend als der Dom, gilt aber als der wichtigste sakrale Bau der westfälischen Spätgotik und besitzt zudem eine abenteuerlich-gruselige Geschichte. Davon zeugen drei am Turm befestigte Eisenkörbe, in denen 1536 die Leichname der drei Anführer des kurzzeitig in Münster existierenden sogenannten Täuferreichs Jan van Leiden, Bernd Krechting und Bernd Knipperdolling zur Schau gestellt wurden, nachdem sie auf dem Platz vor der Kirche öffentlich gefoltert und hingerichtet

worden waren. Damit hatte eine gewalttätige, radikalreformistische Sekte durch fürstbischöfliche Truppen ein gewaltsames und unrühmliches Ende gefunden.

Als Dr. Doppelfeld auf dem Weg zu seinem neuen Zuhause mit gerötetem Kopf und leicht schwitzend erstmalig vor seiner neuen Pfarrkirche stand, spürte er Stolz und Genugtuung. Solch konsequentes Eintreten der katholischen Kirche für den wahren Glauben gefiel ihm und war von der Bevölkerung offensichtlich honoriert worden. Die große Mehrheit von einundachtzig Prozent der Münsteraner war katholisch.



Es dauerte eine volle Woche, bis der neue Pfarrer von St. Lamberti, Dr. Doppelfeld, es bemerkte. Der Hausrat war ausgepackt, die wenigen Möbel aufgestellt und die persönlichen Unterlagen in Regale und Schubladen eingeräumt und untergebracht. Wir aber, die er als Geschenk von Henriette in Neuss bekommen hatte, fehlten. Wir waren offensichtlich von der Möbelspedition gar nicht mitgenommen worden. Ein Telefonat mit seiner ehemaligen Hausgehilfin Fräulein Korte brachte Klarheit. Wir lagen tatsächlich noch unter dem Treppenabsatz in der alten Pfarrwohnung von Hochwürden in Neuss. Fräulein Korte versprach, uns mit der Reichspost nachzusenden.

Einige Tage vergingen, in denen sich Dr. Doppelfeld in die neuen Verhältnisse einlebte. Statt des erwarteten Postpaketes nahm die neue Haushälterin, Fräulein Tiegelkötter, deren allgegenwärtig konzentrierte Kontemplation entweder auf eine andächtige Hinwendung zu allem Religiösen oder schlichtweg auf eine leichte Demenz hinwies, einen Anruf entgegen. Es war Pfarrer Nettelbreck aus dem münsterländischen Coesfeld. Bei ihm sei eine Büchersendung beträchtlichen Umfangs eingegangen, die jedoch nicht für ihn bestimmt sein könne, und er fragte, ob Herr Dr. Doppelfeld der richtige Adressat sei. Das mehrfach unbegabte Fräulein Tiegelkötter tat das, was sie am besten konnte: Sie stellte sich ahnungslos. Die Umzugssachen des neuen

Herrn Pfarrer seien mit einer eigens beauftragten Möbelspedition transportiert worden, die Post wäre nicht bemüht worden, antwortete sie. Aber da hatte sie nicht mit der Dickköpfigkeit eines westfälischen Landpfarrers gerechnet, der in profanen Angelegenheiten durchaus in der Lage war, logisch zu denken. Wenn es im gesamten Münsterland nur zwei Lamberti-Gemeinden gab, nämlich in Münster und in Coesfeld, dann musste Münster wohl der richtige Zielort sein, denn er, Pfarrer Nettelbreck, zuständig für die Lamberti-Gemeinde in Coesfeld, würde weder den Absender aus Neuss kennen, noch eine Büchersendung erwarten, die in seiner klerikal geprägten Bibliothek ohnehin fehl am Platze sei. Er würde daher die fehlgeleitete Paketsendung mit einem freundlichen ›Gott zum Gruße‹ an den richtigen Empfänger in Münster schicken.

Weder ich noch meine Geschwister bekamen zum Glück von diesem mühevollen Andienen unsereins etwas mit. Für unser Selbstverständnis wäre es auch sicherlich nicht zuträglich gewesen. Ein Verbleib in Coesfeld hätte uns weniger gefallen als der vorgesehene Zielort Münster. Schließlich war Coesfeld bei uns in Band 4 mit nur wenigen Zeilen erwähnt: als Kreisstadt mit 7.445 Einwohnern, darunter 454 Protestanten und 94 Israeliten, mit einem königlich katholischen Gymnasium, einem Armen- und Waisenhaus, mehreren Fabriken, vier mechanischen Webereien, einer Dampfbrauerei und einem Kaiser- und Kriegerdenkmal. Die Lambertikirche von Pfarrer Nettelbreck wurde überhaupt nicht erwähnt. Da schien uns Münster schon deutlich interessanter zu sein. Immerhin wird die Stadt in Band 12 über mehrere Spalten hinweg als eine der schönsten Städte Westfalens detailliert beschrieben und von der Lambertikirche wird unter dem Stichwort ›Deutsche Kunst‹ sogar eine Innenansicht gezeigt. Für uns war der Fall klar. Wir wollten nach Münster. Zwei Tage später erreichten wir endlich diesen Bestimmungsort und damit Dr. Doppelfeld Henriettes Abschiedsgeschenk. Seine anfängliche ungetrübte Freude über die abhandengekommenen und wiedergefundenen Bücher – ihm ging das Bibelgleichnis vom verlorenen Sohn durch den Kopf – währte allerdings nur

kurz. Zu seiner Enttäuschung und zum Entsetzen von mir und meinen Geschwistern fehlte Buch 7, welches alles Wissenswerte von ›Frankstadt‹ bis ›Gleyre‹ abdeckte. Was war mit Nummer 7 passiert? Versehentlich in Neuss gar nicht abgeschickt, in Coesfeld untergetaucht oder auf der Fahrt entführt worden? Wir fühlten uns wie nach einer Amputation. Wie sollten wir verbliebenen sechzehn Buchbände dem hehren Anspruch, alles Wissen der Welt zu vereinen, noch gerecht werden?

Dr. Doppelfeld schaffte uns in sein Arbeitszimmer und stellte uns in eines der zahlreichen, bereits gut gefüllten Bücherregale. Dann setzte er sich an seinen Schreibtisch und formulierte ein Dankeschreiben an Henriette. Er würde bei Nutzung der Lexika stets an sie und ihren verstorbenen Mann Oswin denken und sich ihr für die erwiesene Großzügigkeit sehr verbunden fühlen. Die fehlende Nummer 7 war für ihn kein Thema mehr. Er ließ nicht einmal – zum Andenken oder zum späteren Hinzusetzen – eine Lücke zwischen den Büchern 6 und 8. Zudem, dies ist uns weder davor noch danach in unserem langen Leben passiert, stimmte die Buchreihenfolge nicht. Im Regal stand Buch 12 vor Buch 11, nun ja, man gewöhnt sich ja an so vieles. Jedenfalls waren wir Bestandteil einer imposanten Bücherwand geworden, umringt von Messbüchern, reichlich verzierten Bibelausgaben, Gesangsheften und Brevieren, die zu jeder vollen Stunde ein Halleluja anstimmten. Auch einige bedingt artverwandte Kollegen hatten wir ausgemacht: Ein Nachschlagewerk über sämtliche Heiligen der Christenheit sowie weitere Kirchenlexika jeglicher Art, allesamt sehr humorlose Gesellen. Kirchenamtliche Zeitschriften wie das St. Quirinus-Blatt – Wochenschrift zur religiösen Belehrung und Erbauung, von denen er ältere Ausgaben aus Neuss mitgenommen hatte – düsteten einen klerikalen Geist aus, der uns mehr an Weihrauch als an den kräftigen Geruch von Alfred Rosens Havannazigarren erinnerte. Wer würde sich in dieser glaubensaffinen Umgebung für uns interessieren? Für Bücher, die im preußisch-protestantischen Berlin entstanden waren und besonderen Wert auf ein vielseitiges, naturwissenschaftlich

fundiertes Wissen legten. Auf uns würde das alte Sprichwort der drei Münsteraner Todsünden zutreffen: evangelisch, kein Fahrradfahrer und zugereist.